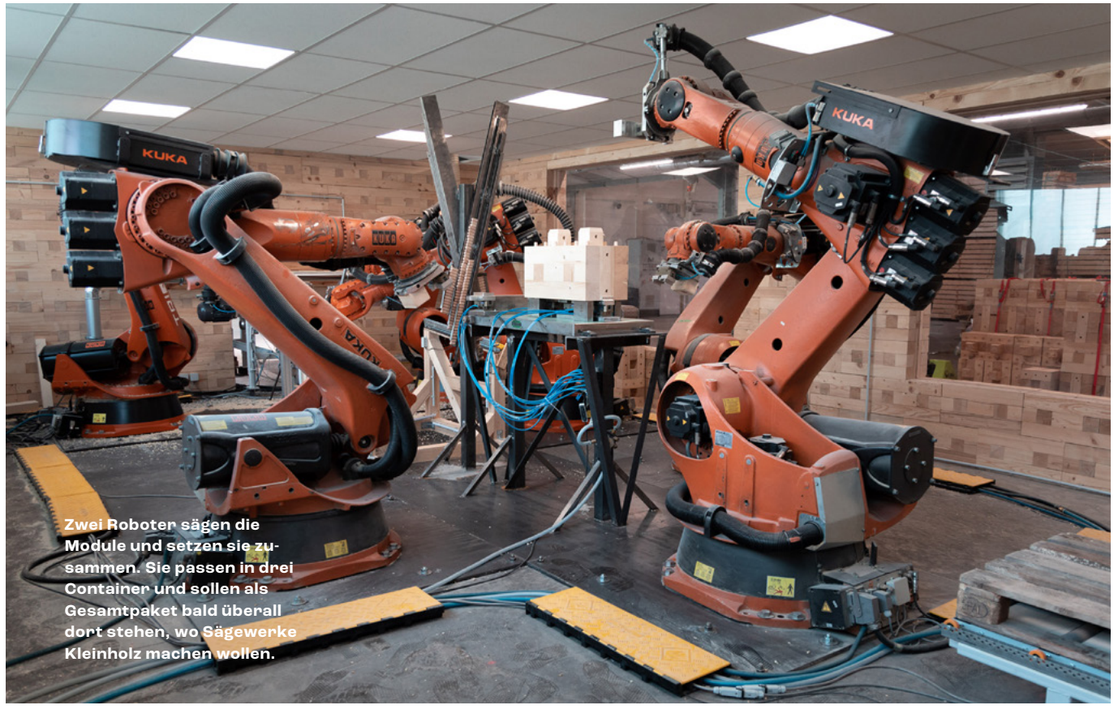
Eine Vision ohne Nein und Aber

Seit 2022 fertigt die Start-up-Firma Triqbriq Holzbausteine. Nicht zum Spielen – zum Drin-Leben. Lewin Fricke musste dafür wie alle, die etwas Neues wagen wollen, jede Menge Neinsager und Bedenkenträger überzeugen. Sechs Überzeugungstäter und ihre Erfolgsgeschichten.

TEXTE **TOBIAS ASMUTH**
FOTOS **FABIAN ZAPATKA**

Es sieht aus wie eine Kiste Kapla-Steine in einem ordentlich aufgeräumten Kinderzimmer. Aber mit diesen genialen Holzklötzen lassen sich ganze Häuser auf- und wieder abbauen.



Zwei Roboter sägen die Module und setzen sie zusammen. Sie passen in drei Container und sollen als Gesamtpaket bald überall dort stehen, wo Sägewerke Kleinholz machen wollen.

Foto: TRIQBRIQ

Ich habe Politikwissenschaften studiert, den Master aber geschmissen, als mich Freunde fragten, ob ich bei ihnen einsteigen will. Ich habe nicht lange überlegt, zugesagt und es keine Minute bereut. Das liegt an der Idee, die mich sofort begeistert hat. Wir produzieren massive, aber handliche Holzbausteine. Diese sogenannten Briqs bestehen aus Industrie-, Schad- sowie rückgebautem Altholz, für das es sonst kaum Verwendung beim tragenden Bau gibt. Die Holzbausteine lassen sich im Handumdrehen ohne Verbindungsmittel ineinanderstecken und schaffen ein tolles Raumklima. Außerdem lagern sie im Vergleich zu Zement oder Beton das Treibhausgas CO2 ein, anstatt es auszustoßen. Die Arbeit in einem Start-up ist enorm abwechslungsreich und voller Premieren. Egal, ob du ein Jahr nach der Gründung siehst, wie die ersten Holzbausteine auf der Fertigungsstraße von Robotern zusammengesetzt werden. Oder wenn du ein paar Monate später vor dem ersten Rohbau stehst, der mit deinen Modulen in die Höhe wächst. Ob du mit Investoren verhandelst oder mit Architekten sprichst – oft passieren diese Dinge das erste Mal. Mittlerweile sind in Deutschland schon15 Häuser mit Triqbriq gebaut worden, in Braunschweig sogar ein Supermarkt aus 11.000 unserer Briqs. Bei aller Begeisterung braucht man beim Gründen einen langen Atem. Es gibt in Deutschland viel zu viele Ja-aber-Sager. Es heißt dann ‚Eure Idee ist super, aber …' oder: ‚Eure Pläne klingen total überzeugend, aber …'. Es fehlen häufig Mut und Fantasie, da spielt viel Vorsicht und Trägheit mit. Wir treffen aber auch viele Menschen, die sich begeistern lassen, die sich fragen, wie wir in Zukunft nachhaltiger bauen können. Politiker in Stuttgart und in Berlin interessiert unser Konzept. Auf dem ehemaligen Flughafen in Tegel haben wir vor einem Jahr einen Pavillon gebaut, den wir in diesem Herbst Stück für Stück demontieren und auf der alten Rollbahn wieder aufbauen. Dabei verwenden wir nur die aktuell im Pavillon verbauten Materialien. Wir wollen so die Idee des zirkulären Bauens demonstrieren: Unsere Holzbausteine müssen nicht umständlich und kostenintensiv entsorgt werden, sondern können wiederverwendet werden. Auch das spart Emissionen. In Deutschland gehen acht Prozent des Treibhausgases auf Herstellung und Transport von Zement, Gips und Kalk zurück. Deshalb ist unser nächster Schritt, die Produktion zu skalieren und die Holzsteine in regionalen Sägewerken zu fertigen. Die Roboter, die sie sägen und zusammensetzen, passen in drei Container. In zwei Jahren wollen wir 30 solcher Container-Anlagen überall im Land in Sägewerken im Einsatz haben. Das ist unsere Vision – ohne Wenn und Aber.“ ■

IDEE fängt mit ID an.
Der ID.7 Tourer

Mit viel Elektropower, vielen Innovationen, viel Wow. Mit großer elektrischer Reichweite und DC-Schnellladung, viel Platz im Innenraum und vielen Komfortfunktionen, der intuitiven Bedienung, seinem Infotainment und umfangreicher Konnektivität bringt der ID.7 Tourer moderne Mobilitätsideen auf die Straße.

ID.7 Tourer: Energieverbrauch kombiniert: 16,6–14,0 kWh/100 km; CO_2-Emissionen kombiniert: 0 g/km; CO_2-Klasse: A.
Fahrzeugabbildung zeigt Sonderausstattungen.

Die gelernte Bankkauffrau hat sich aus der Not heraus in die Pilze gestürzt. Mit viel Geld und nach manchen schlaflosen Nächten machte sie aus ihrem Bauernhof eine Bio-Kräuterseitlings-Plantage.

Wer Kühe kann, der kann auch Kräuterseitling

Eben noch standen in Maritta Kellhubers Ställen Kühe. Jetzt sprießen hier Edelpilze auf Stellagen. Ihre Schwammerl (Pleurotus eringii) haben es sogar schon ins Fernsehen geschafft. Und ihr brachten sie einen Bayerischen Staatsehrenpreis.

Warum wir heute Pilze statt Rinder im Stall haben? Daran ist auch eine neue Düngeverordnung schuld. Seit 2020 gelten strengere Regeln, wie wir Landwirte düngen dürfen. Das bedeutete für uns: Viehzucht lohnt nicht mehr, weil wir unsere Gülle abgeben und dafür bezahlen müssen. Die Frage war also, was mit den Ställen wird. Ich weiß noch, wie ich zu meinem Mann aus Gaudi gesagt habe: Machen wir halt Schwammerl. Ich kannte nur Champignons als Zuchtpilze, bis ich im Supermarkt Kräuterseitlinge gekauft habe. Die kamen aus Südkorea. Einmal um die halbe Welt. Wahnsinn! Ich habe dann viel gelesen, mit Pilzzüchtern in Österreich gesprochen und im Keller ausprobiert, wie Pilze wachsen. Im September 2021 haben wir die letzten Tiere abgegeben, den Boden rausgerissen und die Ställe umgebaut. Hat fast 500.000 Euro gekostet, besonders die Klimatechnik war teuer. Da schläfst du ein paar Nächte kaum, wenn du daran denkst, wie viel das ist. Aber einen Rückzieher machen ging nicht mehr. Wir hatten eine mündliche Zusage von Rewe, uns die Pilze abzunehmen. Mehr nicht. Wir sind ins kalte Wasser gesprungen. Ab Mai 2022 haben wir dann jede Woche 500 Kilo Kräuterseitlinge geerntet. Da war die Erleichterung riesengroß. Der Huber Wirt, der Fernsehkoch bei ‚Wir in Bayern', kocht mit unseren Pilzen. Ich ernte die Schwammerl morgens – und nachmittags sehe ich sie im Fernsehen. So frisch sind die jeden Tag. Es ist viel Aufwand, zu garantieren, dass wir zum passenden Zeitpunkt ernten. Um die 150-Gramm-Schalen zu füllen, haben wir eine Verpackungsmaschine angeschafft. Dann der Vertrieb. Wir haben drei Rentner aus dem Dorf, die wechseln sich ab und fahren jeden Tag in das Rewe-Logistikzentrum in Eitting bei München. Außerdem gehen ein paar Kilos an Gemüsegeschäfte in der Gegend. Wir haben auch unser eigenes Logo entwerfen müssen, mit Naturland- und Bio-Siegel. Eigentlich gibt es in der Landwirtschaft viele Auflagen und ständige Kontrollen. Aber bei den Kräuterseitlingen konnte mir das Landwirtschaftsamt keine Auskunft geben. Wir haben also alles selbst ausprobiert. Wenn ich gewusst hätte, wie kompliziert der Anbau der Schwammerl ist, hätte ich das nicht gemacht. Es ist nicht immer gut, in die Zukunft zu schauen. Sonst hätte man mir den bayerischen ‚Staatsehrenpreis Bäuerin' als Unternehmerin 2025 nie verliehen. G'scheit gefreut habe ich mich, aber deshalb machen wir uns nicht weniger Gedanken. Inzwischen nutzen wir die Abwärme unserer Biogasanlage, was die Kosten für die Pilze senkt, denn die müssen in einem Raum konstant 23 Grad haben, damit sich das Myzel, also das Wurzelgeflecht, bildet. Der nächste Raum braucht 18 Grad, um den Pilz zum Wachsen zu bringen. Im Jahr 2028 ändert sich die Einspeisevergütung für unseren Strom. Wir wissen nicht, ob sich unsere Anlage dann noch rentiert. In Deutschland gibt es viele Gesetze und leider ändern sie sich recht häufig. Das macht es für mich als Unternehmerin nicht leicht. Aber ich sage mir: Irgendwas wird uns schon einfallen." ■

Ihre Geschäftsidee lautet: App öffnen, Order eintippen, Geld anlegen. Ein Kinderspiel eigentlich und jetzt schon in fünf Ländern verfügbar. Die Firma von Podzuweit (li.) und Prucker hat inzwischen 700 Mitarbeiter.

Weil Aktien einfach die besseren Spardosen sind!

Für Erik Podzuweit und Florian Prucker sind ETFs die beste Finanzerfindung seit 30 Jahren. Warum also sollte nicht jeder davon profitieren und ganz easy Investor werden können? Genau!

Die Börse ist für mich ein besonderer Ort. Es geht um Hoffnungen und Träume, Erfolg und Scheitern. Das mag nicht für alle Menschen nach dem besten Ort klingen, um zu sparen. Aber Aktien sind die besseren Spardosen. Börsen gehen rauf und runter, aber im Mittel nach oben. Wer sein Geld weltweit gestreut anlegt, gewinnt. Für mich waren daher die beste Finanzerfindung der vergangenen 30 Jahre die Exchange Traded Funds, kurz: die ETFs. Sie haben das Potenzial, Kapitalmärkte zu demokratisieren und für viel mehr Menschen zu öffnen. Die reiche Elite konnte ihr Geld immer schon gut anlegen und sich Berater leisten. Ein ETF bündelt nicht nur Hunderte oder Tausende Wertpapiere, er funktioniert auch wie ein Vermögensberater, der Steuern und Abgaben im Blick hat. ETFs waren bei unserer Gründung die Basis. Denn du brauchst dafür ein Wertpapierdepot. Das bietet zwar auch jede Bank an. Doch dort ist die Benutzerführung nicht intuitiv. Wir wollen heute alles am Smartphone erledigen können, einfach und übersichtlich. Der zweite Punkt ist der Preis. Unsere Kunden können bereits ab einem Euro einen Sparplan einrichten und eine Order kostet statt zehn Euro nur maximal 99 Cent, oft auch nichts. Wenn du im Monat 100 Euro anlegen willst, macht das einen Unterschied. Deshalb ist für mich die Börse auch der richtige Ort, um privat fürs Alter vorzusorgen. Wie in anderen europäischen Ländern wie in Schweden oder Großbritannien sollte das angelegte Geld bis zu einer gewissen Grenze – vielleicht 20.000 Euro – nicht besteuert werden. Wir wollen die Hürden, am Kapitalmarkt anzulegen, für alle Menschen verringern: Darum bieten wir ab diesem Sommer ein Kinderkonto an und wachsen im Ausland: Italien, Österreich, Frankreich, Spanien, Niederlande. Wir sind als Fintech gestartet. Als ein Unternehmen, das neue technologische Lösungen anbietet. Bei uns ist das vor allem die App. Wir haben dazu aber weiterhin die Infrastruktur von Banken genutzt. Jetzt haben wir eine eigene Technologie-Plattform gebaut, die European Investor Exchange, einen auf die Bedürfnisse von Privatanlegern zugeschnittenen Handelsplatz initiiert und eine Banklizenz beantragt. Solche Prozesse dauern in Deutschland ihre Zeit. Manchmal hemmen zu viele Gesetze und Verordnungen die Ideen. Aber das größere Problem für die Start-up-Szene in Deutschland ist fehlendes Kapital. Noch einmal zurück zur Rente. Das Geld wird von den Arbeitenden zu den Rentnern weitergeleitet. Das Geld sollte besser am Kapitalmarkt angelegt werden. Mit dieser riesigen Summe könnte man Renditen erzielen, die zusätzlich in das Rentensystem fließen. Der Pensionsfonds könnte sein Geld investieren: zum Beispiel in etablierte und auch junge Unternehmen, die neue Technologien entwickeln und forschen. Wir wollen unser Modell kontrolliert wachsen lassen und vielleicht irgendwann selbst an die Börse bringen. Das ist mein Traum.“ ■

Ein Dankeschön ans ganz große Kino

„Jenseits von Afrika“ auf breiter Leinwand, „Barbie“ in Pink auf CinemaScope. Wie sieht man Blockbuster, wenn man blind ist? Wie hört man „La La Land“, wenn man nicht hören kann? Die Lösung heißt: Greta-App.

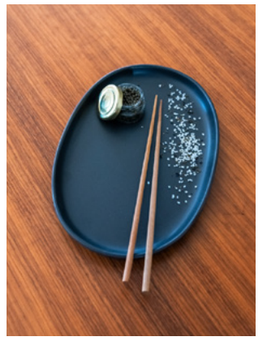
Kino ist für mich ein Sehnsuchtsort und so etwas wie ein Glücksbringer. Als es im Wirtschaftswissenschaftsstudium nicht lief, habe ich bei einer Verleihfirma einen Job bekommen. Ich habe dort unglaublich viel gelernt: wie Filme gemacht und vor allem, wie sie vertrieben werden. Irgendwann wollte ich unbedingt einen eigenen Film drehen, und zwar über eine blinde Sportlerin aus Eritrea. Ich kam dort vor 52 Jahren zur Welt, bin aber in Mannheim aufgewachsen. Doch bei den Dreharbeiten merkte ich, dass ich keine Regisseurin, sondern Unternehmerin bin. Und: Blinde können eigentlich an allem teilnehmen, aber sie gehen nicht ins Kino. Das hat mich berührt, denn ich bin mein Leben lang jede Woche ins Kino gegangen. Ich hatte dann die Idee für unsere Greta-App (der Name ist inspiriert von der großen Greta Garbo), mein Dankeschön an das Kino. Mit ihr sollten blinde Menschen per Smartphone und Kopfhörer eine Audiodeskription des Films bekommen. Ich habe über verschiedene Quellen Gelder beantragt. Das war recht mühsam, denn für private InvestorInnen waren wir zu klein, aber in Deutschland gibt es zum Glück solche Institutionen wie die Filmförderanstalt oder das Medienboard, die uns mit Geldern und Darlehen unterstützt haben. Bei der ersten Vorführung nörgelte der Vertreter des Berliner Blindenverbandes noch an unserer App herum, weil er mit der Bedienung ein paar Probleme gehabt hatte. Aber wir haben weitergemacht und die Anwendbarkeit schrittweise verbessert. Ich bin jemand, der sagt: Lass uns erst mal anfangen, unterwegs werden wir sehen, was wir noch brauchen oder ändern. Wir in Deutschland schreiben oft lieber erst lange Konzepte und am Ende fehlt die Kraft, die Pläne auch umzusetzen. Unser Prinzip hat sich in den Jahren nicht geändert. ProduzentInnen und VerleiherInnen geben die Produktion der Audiodeskriptionen in Auftrag, also die Beschreibung der Szenen oder die Untertitel. Wir liefern und verbreiten sie. Dafür nehmen wir eine niedrige Gebühr von 1000 Euro. Wir sind erfolgreich, weil wir günstig sind, denn wir bieten eine rein softwarebasierte Lösung. Es gibt Anbieter, bei denen Kinobetreiber eine Box in ihren Kinosaal stellen müssen, die die Audiodeskription auf das Handy spielt. Mittlerweile haben wir acht Mitarbeitende, und es gibt uns in 14 Ländern. Wir gehen nur in Länder, in denen Barrierefreiheit gesetzlich geregelt ist, wo es also den Willen gibt, blinden oder gehörlosen Menschen ein Kinoerlebnis zu ermöglichen. Greta liefert auch eine Version mit Untertiteln für gehörlose Menschen und eine für Menschen mit Hörgeräten, bei der die Dialoge verstärkt werden. Außerdem bieten wir eine Version mit Videos in Gebärdensprache an, bisher nur in Brasilien, wo das vom Gesetz vorgeschrieben ist. Auch in Deutschland zeigen sich Fortschritte bei der Inklusion behinderter Menschen. Das ist für uns als Gesellschaft ein Gewinn. Mein Lieblingsbeispiel für Ideen, die behinderten Menschen helfen, ist der Pizzaschneider. Der wurde für Menschen mit nur einer Hand erfunden. Heute benutzen ihn alle. Teilhabe ist nie eine Einbahnstraße.“ ■

Senet Debese, 52, ist in Mannheim dem Kino verfallen – und auch Greta Garbo. Kino ist für sie ein Glücks- und Sehnsuchtsort, an dem alle teilhaben sollen. In 14 Ländern nutzen Blinde und Gehörlose nun bereits Debeses Kino-App.

„Wir nehmen einfach das Tier aus der Gleichung“, sagt Doktor Rakers, 45, aus Hamburg. Bei ihm kommt der Lachs aus dem Labor. Oder besser: aus der Zellkultur. Schmeckt dann wahrscheinlich so wie Fischstäbchen.

5

Der Fisch schmeckt vom Kopf her



Petri-Schale statt Petri Heil! Sebastian Rakers will unsere Art, Fisch zu genießen, revolutionieren. Aber ob seine „Bluu Seafood“-Idee je auf die Teller kommt, entscheiden Essgewohnheiten und EU-Bürokraten.

Als Meeresbiologe der Fraunhofer-Gesellschaft habe ich mit wachsender Sorge gesehen, dass unsere Meere überfischt werden und die Aquakultur immer problematischer wird. In Norwegen werden die Fjorde wärmer. Lachse brauchen es aber kälter, leiden unter Parasiten. Neben dem Futter für Fischfarmen verseuchen auch Medikamente das Meer. Die Stammzellenforschung brachte mich auf die Idee, Zellen von Lachsen und Forellen in Bioreaktoren zu züchten. Wenn du einmal Stammzellen gewonnen hast, oder genauer: immortale Zellen, teilen sie sich immer weiter, ohne Qualität einzubüßen. Sie brauchen lediglich eine konstante Temperatur von 20 Grad und eine Nährlösung aus Zucker, Vitaminen und Mineralien. Solche Züchtungen stehen im Nährstoffgehalt wild gefangenem Fisch in nichts nach. Fisch ist gesund. Wir brauchen ihn bei einer wachsenden Weltbevölkerung. Ein weiterer Vorteil ist, dass wir dafür nicht töten müssen. Wir nehmen den Fisch aus der Gleichung. Das Ergebnis ist gesund und nachhaltig und klar: schmeckt nach Fisch. Nach Jahren der Forschung kann ich sagen: Unsere Idee funktioniert. Wir haben mit kleinen Petrischalen begonnen. Heute füllen wir Bioreaktoren, die 500 Liter fassen. Wenn wir bei mehreren Tausend Litern züchten, wird unser Fischfleisch kostengünstig im Supermarkt landen, zum Beispiel als Fischstäbchen. Wir müssen also investieren und dazu brauchen wir Geld. Vor allem aber brauchen wir eine Zulassung, damit man unser Fischfleisch probieren kann. Das ist besonders wichtig, weil unsere Essgewohnheiten kulturell geprägt sind. Wir müssen die Menschen also nicht nur von der Qualität überzeugen, sondern auch ihr Bild ändern, wie Fisch auszusehen hat. Leider haben sich diese beiden Bedingungen ineinander verhakt. Denn was wir produzieren wollen, fällt unter die Kategorie Novel Food. Dazu gehören alle Lebensmittel aus neuen Quellen, Techniken und Zusammensetzungen. Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit wacht darüber, dass sie sicher und bekömmlich sind. Klar, dass auch wir diesen Nachweis antreten müssen. Doch der Genehmigungsprozess, der nicht länger als 18 Monate dauern soll, zieht sich viel länger, ist kompliziert und undurchsichtig. Ohne die Zulassung sind keine Investoren zu gewinnen und ohne die kann ich die Menschen nicht probieren lassen. Wir haben deshalb eine Zulassung in Singapur beantragt, dort geht alles schneller, Singapur ist ein Stadtstaat, der bald 30 Prozent der Nahrung selbst anbauen will. Das kann nur mit neuen Methoden gelingen. Dieser Elan fehlt mir manchmal in Europa. Wir sind gut in der Forschung, aber nicht so gut darin, aus Ideen Produkte zu verwirklichen.“ ■

Friederike Pfeffer weiß: Fashion lebt von Kreativität. Aber wer ahnt schon, was morgen gefragt ist? Deshalb soll eine flexible Software Modelabels helfen, Pullover und Schals „on demand“ zu stricken. Ist nachhaltiger.

Ein Leitfaden fürs Pullover-Stricken

In der Mode gilt: Weniger ist manchmal mehr. Das dachten sich auch Friederike und Florian Pfeffer, als sie ihre Programme für Strickereien entwickelten. „ito ito“, heißt ihr Unternehmen. Das ist das japanische Wort für Faden.

Mode lebt von Kreativität. Das System aber, nach dem Mode produziert wird, ist schrecklich einfallslos. Designer entwerfen eine Kollektion, bestimmen Farben, Stoffe, Schnitte für Röcke, Hosen, Jacken und zwar heute schon für Herbst und Winter 2026/27. Wenn das, was sie sich ausgedacht haben, in anderthalb Jahren nicht ankommt, bleiben die Kleider liegen und werden irgendwann vernichtet. Das ist verrückt. Mit unserer Software wollen wir das ändern. Sie übersetzt Entwürfe in Strickmuster und anschließend innerhalb von Sekunden in Dateien, die Strickmaschinen lesen und verarbeiten können. Der Modedesigner hat schnell einen Prototypen in der Hand, kann noch etwas ändern und dann produzieren lassen. Das bietet Modelabels die Chance, sehr viel kurzfristiger zu planen. Was nur klappt, weil wir unsere Software mit dem Konzept der Shared Factory kombinieren. Die Idee dazu kam uns, als wir in einem Video sahen, wie ein Hacker eine Handstrickmaschine von seinem Computer aus steuerte. Da dachten wir: genau das – aber im industriellen Maßstab. Unsere Software verknüpft also die Maschinen verschiedener Strickereien zu einem Netzwerk. So können wir Aufträge verteilen, Maschinen auslasten und Ware schnell zu den Kunden bringen. Das funktioniert bei zwei Pullovern, fünf Schals oder bei 100 Mützen. Die Label gewinnen Zeit und können sogar in der laufenden Saison noch einmal auf Anfrage die Kleider produzieren lassen, die sich am besten verkaufen. Bisher arbeiten wir mit drei deutschen und zwei europäischen Strickereien und mit bis zu 50 Labels zusammen. Es ist nicht leicht, eingespielte Produktionsmuster einer Industrie zu ändern. Mein Mann und ich kommen aus der Werbung und schauen daher ein wenig von draußen auf das System „Mode“. Es ist einerseits enorm erfolgreich, denn heute werden mehr als doppelt so viel Kleider verkauft wie vor 20 Jahren, die auch nur halb so teuer sind. Allerdings landet davon viel schnell im Müll, was ein Desaster für unsere Umwelt ist. Auch wegen der enorm langen Transportwege, die viel Energie kosten. Durch unsere Software könnte wieder mehr Kleidung in Europa produziert werden. Der Start macht uns Mut. Es mag in Deutschland manchmal zu viele Regeln geben, aber es gibt auch kluge staatliche Förderungen wie die der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW), die wir erhalten haben. Unser Ziel ist, noch mehr Labels und Textilunternehmer zu finden. Wir wollen Investoren gewinnen und wachsen, was erst mal ein wenig widersprüchlich klingt, weil wir doch der Modeindustrie sagen: Macht mal weniger. Eigentlich geht es aber darum, mehr von dem Besseren zu machen. Das ist für unsere Gegenwart eine wirklich kreative Ansage.“ ■